

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Verleger: Arthur Schohn in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Uebergangsschmerzen.

Es will etwas Neues im Deutschen Reiche werden, das sich das allgemeine Gefühl, das im Wahlkampf sich geltend machte, und das auch bei den Staatsdebatten im Reichstage zum Ausdruck kam. Die Fiktion einer „über den Wasser“ schwebenden Regierung läßt sich nicht länger aufrecht erhalten.

Fürst Bismarck noch hat sich nicht genügend geäußert, offen in den Wahlkampf eingetreten; er ließ es laufen an Mitleidslosigkeiten gegen politische Gegner nicht fehlen, aber er hatte ein schlechtes Gewissen, wenn er die Wahlen machte. Er wollte nun einmal nichts sein als ein treuer Diener seines kaiserlichen Herrn.

Fürst Bismarck ist moderner; er macht aus seinem Herzen keine Bergpredigt. „Ich nehme“, so erklärte er am Montag, „für die Regierung, an deren Spitze ich stehe, und ich nehme auch für mich das Recht in Anspruch, bei den Wahlen die Wähler aufzuklären über die Wünsche der Regierung und über die Wünsche der Gegner der Regierung.“

Man wird uns nicht zumuten wollen, diese Entwicklung im Deutschen Reiche zu belächeln. Das überlassen wir den Klättern vom Schlage der „Kreuzzeitung“, die tummeln sich auf der Vergangenheit mit ihren „traditionell gewordenen“ staatsrechtlichen Prinzipien zu verhalten mögen. In Wirklichkeit war die Reichsregierung genau so gut wie die Regierung immer eine Parteiregierung; man wollte es nur nicht wahr haben.

Kanzler wurde gut tun, sich einmal die Konsequenzen einer solchen Handlungsweise für die Zukunft zu überlegen. Die Reichsregierung kann auch freilichweise bei dieser Gelegenheit konstatieren, daß aus diesem Fonds bei freier Willkür Vereinigung nicht ein wenig freigelassen sei, sie hätte selbstverständlich auch etwaige Anordnungen nach dieser Richtung a limbo abgehakt.

Selbst wenn insofern seitens des Reichskanzlers alles vermieden sein sollte, was eine Bekämpfung einzelner freisinniger Kandidaten angehen werden könnte, so bleibt es doch immer im höchsten Maße bedenklich, daß eine durch die Regierungsparteien nicht kontrollierte amtliche Persönlichkeit mit Geld und Worten in den Wahlkampf eingreift.

Wir glauben ohne weiteres, daß es dem Fürsten Bismarck sehr bequem ist, die Fesseln der preussischen Tradition abzuschütten und als Parteiminister munter in den Wellen des Wahlkampfes herumzuplatschen. Aber ein omnipotenter Kanzler ist es gewiß nicht, für den sich der Liberalismus ins Zeug legen würde.

Ob man das als parlamentarisches Regime bezeichnet, oder welchen Namen man sonst dafür erfindet, darauf kommt es nicht an. Genug, daß auch das Uebergangsstadium, in dem wir uns jetzt befinden, überwunden werden muß. Die Unabhängigkeit, daß die Politik eine persönliche Angelegenheit des Monarchen ist, ist durch den Zwang der Dinge unhaltbar geworden. Ebensowenig läßt es sich aufrecht erhalten, daß der Reichskanzler nur nimmt, ohne zu geben.

Die Entscheidung des Bundesrats in der braunschweigischen Zwangsangelegenheit ist heute mittig gefallen. Wie antwortete dem Fürsten Bismarck (Referent war der schlesische Bundesratsbevollmächtigte Graf Bismarck v. Goltz) einstimmig gegen die Regierungskandidatur eines Gumbelers ausgeprochen. Der Vertreter des Herzogtums Braunschweig selbst erwiderte sich der Abstimmung. Der Beschlus hat nach der amtlichen Meldung folgenden Wortlaut: Der Bundesrat beschließt:

1. Die Uebergangsweg der verbindehten Regierungen dafür auszusprechen, daß, solange Seine königliche Hoheit der Herzog von Gumbelnd über ein Mitglied seines Hauses (ich in einem dem reichsverfassungsmäßig geschaffenen Frieden unter Bundesgliedern widerstehenden Verhältnis zu dem Bundesstaate Preußen befindet und Ansprüche auf Gebietsteile dieses Bundesstaates erhebt, auch die Abgrenzung eines anderen Mitglied des herzoglichen Hauses Braunschweig-Lüneburg in Braunschweig mit der Grundprinzipien der Bundesverträge und der Reichsverfassung nicht vereinbar sei, selbst wenn dieses Mitglied gleichzeitig mit dem Besitzt der übrigen Mitglieder des Hauses auf Braunschweig teilweislich für sich und seine Angehörigen alten Ansprüchen auf das frühere Königreich Hannover entsagt, doch demnach durch die herzoglichen Angehörigen seiner königlichen Hoheit des Herzogs von Gumbelnd in dem Schreiben

an Seine Majestät den Deutschen Kaiser, König von Preußen vom 2. Oktober 1906 und als das Braunschweigische Abgeordnete Staatsministerium vom 15. Dezember 1906 eine entsetzliche Veränderung in der dem Beschlusse des Bundesrats vom 2. Juli 1885 — § 422 der Protokolle zugrunde liegenden Sach- und Rechtslage nicht eingetretet sei.

2. Die braunschweigische Landesregierung hieron in Erledigung ihres Antrages (Nr. 8 der Bundesratsdrucksachen) zu verständigen. Diese Entschliessung des Bundesrats war nach allem Vorkingegangenen vorauszusetzen.

Das Kaiserthum in Bosen soll ein Pendant, das Deutschland ins Auge zu fassen, ein neues Abgrenzen erhalten. Wie wir aus dem politischen, staatsrechtlichen, dem Geseiner Dome, eine praktische evangelische Kirche gebaut werden. Die Regierung übernimmt der Kirche Geseiner und Winkels bilden soll, so wird auch die Anstaltbildungskommission sich an der Finanzierung des Anstaltbauz betheiligen. Die Verbände sollen bereits eine halbe Million ausgeschrieben haben.

Die „Enthüllungen“ zur Higeirras-Konferenz.

Die „Times“ veröffentlicht, wie unser Londoner Korrespondent uns telegraphisch mitteilt, die auch von uns heute schon veröffentlichten „Enthüllungen“ des Herrn Herzog von Braunschweig zur Higeirras-Konferenz und begleitet diese Enthüllungen mit entzückenden Kommentaren. Wenn die Enthüllungen die „Times“ — auf Braunschweig bezogen — hätte die deutsche Diplomatie keine auf reichliche Rolle gespielt. Was sollte man von einer Diplomatie denken, die sich nicht schämte, zu solchen Antworten zu greifen? — Auch gegenüber diesen Auslassungen der „Times“ wiederholen wir, was wir bereits gesagt haben: daß die diplomatische Geschäftigkeit nirgends, und auch in England und Frankreich nicht, mit Sentimentalität gemacht werden, und daß die Kurzsichtigkeit der deutschen Marokko-Politik mit viel tauberechtere Ergebnisse, als ihre „Amoral“, die deutsche Diplomatie begriff sehr wohl hindern würde die Stimmung in Frankreich, noch die Stimmung der anderen Nationen, und nachdem sie sich, am Tage nach dem Zusammenbruch, durch ihre erregten Drängen die Hauptrollen des Auslandes zu erben. Lief sie den anderen Regierungen nach und betrog sich fortwährend mit Illusionen. Weil sie die Stimmung Frankreichs und des übrigen Auslandes nicht verstand, die Wirkung ihrer Politik nicht erkannte, wies sie alle günstigen Vorzeichen und alle vermittelnden Vorschläge zurück.

Und den „Enthüllungen“ Kardis sei noch eine nicht unwichtige Stelle nachgetragen. Herr Kardis erzählt, wie nach der Demission Rouvier, während der Ministerkrise, die deutsche Diplomatie noch einmal den Versuch machte, die anderen Mächte zu gewinnen und nun wenigstens Caballeros aus der französisch-österreichischen Politik zu ziehen. Er behauptet (wie bereits früher in „Temps“), daß in jenem Augenblick — am 12. März — die deutschen Vorkämpfer in allen Hauptstädten die Meinung verbreiten mußten, daß die Mehrheit der Konferenzdelegierten fast aus reinen Deutschen bestünde. In London antwortete Sir Edward Grey dem Grafen Wolff-Meternich trocken: „Was Sie mir da sagen, ist unmöglich.“ Kardis berichtet dann weiter: „Am 12. März telegraphisierte der Reichskanzler an den Grafen Meternich, ohne den Grafen Bismarck zu konsultieren. Und er sagt ihm dem Grafen Meternich, daß er sich nicht entschließen würde, Frankreich folgen das herbeigeholte anzuernennen, aber es hat auf unsere „Anancen“ mit neuen Forderungen abgeantwortet. Es wird von aller Welt getadelt,

Der Wiener.

Hermann Bahr.

Alles verlangt den Wiener von der Wirklichkeit ab. Das regierende Haus drängt, Menschen durch den eigenen Geist zu formen. Solche liegt es in den „Familien“ und legt sie dem Wiener hin. Der alte Glaube wird ausgefrischt, ein neuer dringt durch, dem das Leben nur ein Traum ist. Und eine „Bildung“ entsteht, aus ererbten Gedanken, unwillkürlich, fremd. Alles, was seit den Babenbergen dem Wiener geschieht, muß ihn entkernen. Fremdes ist es, das ihn überall umgibt. Fremde nur gelten für wohnen, Spanier, Wälde, Wallonen, Irländer. Ein Wiener, das er ist doch niemals verliert. Er weiß sich in seiner alten heimlichen Art zu behaupten. Dies gelingt ihm durch die Kunst des Reiten. Die feilsche Weibung, alles anzunehmen, was sich aufzulegen, alles zu scheitern, aber es niemals zu sein, während sich zu bewegen, verdrückt den Wiener, aber es verleiht ihm die Kraft. Man kennt keinen Wiener je, denn er hat immer noch eines geheimen Haas, Mitleidigkeit im Wiener. Was der alte Haas ist, das ist das Unberechenbare im Wiener. Was der alte Haas ist, das ist das Unberechenbare im Wiener. Was der alte Haas ist, das ist das Unberechenbare im Wiener.

Daher auch das Maßlose des Abers. Er scheint oft plötzlich den Kopf zu verlieren. Dies ist es aber gar nicht, sondern der Kopf tut nur überhaupt nicht mit, er läßt der Affekt zur Uebung aus. Wieder daselbe, wieder kein Aiter: der Affekt ist losgerissen. er hängt beim Wiener nicht im Menschen fest. Der Wiener geht sich begeistert oder sich entziehen, wie man haben geht. Wer ihn begeistert, was ihn entzieht, fragt er nicht. Ihm ist dann jeder, alles recht. Er begeistert sich um der Begeisterung, entzieht sich der Enttäuschung wollen, was man auch davon selbst, das er einem, über den er sich gehen entzieht hat, dafür zuletzt genau so dankbar ist, als wenn er sich an ihm begeistert hätte; es ist in Wien fast fester, hinausgeschimpft zu werden. Der Wiener schimpft nämlich nicht, weil ihm ein Mensch mißfällt, er schimpft auch nicht, um ihn abzuwehren, er schimpft, weil es ihm gefund ist, weil es ihm gut tut, und hat den Menschen gern, der ihm diese Luft gewährt. Und mehr hat er auch für den Menschen fern Begeisterung nicht, als eben auch nur Dankbarkeit für die Begeisterung, die er empfängt.

Daher auch das Unmittelbare des Abers. Er selbst hat er ja zu Hause gelohnt. Unmittelbar auf ein Ereignis zu reagieren hat er verlernt. Das ist ihm ausgetrieben worden. Ihn steht er mit seinen verschiedenen Bedürfnissen dar zu lieben und zu hassen, zu hassen und zu hassen, zu hassen und zu hassen, weiß aber nicht, was und wie. Man sieht den Wiener fortwährend in Verlegenheit um einen, der ihm folgen könnte, dies zu sein und das zu tun (weshalb er nicht findet, weil der „Führer“ ja doch auch ein Wiener ist, der selbst recht wieder einen folgen brauchen würde). Denn der Wiener, der richtige Wiener hat selbst eigentlich zu nichts Lust. Er hat nur Lust, Lust zu haben. Dies heißt; dies heißt er überall. Aber er weiß nie wozu. Das heißt ihm. Man muß ihm erst spannen, man muß ihm richten. Man muß ihm immer den Ton angeben, er nimmt ihn dann ab und — dann braucht er nichts mehr, dann ist er froh, fingen kann er dann schon selbst. Das ist es auch, was ihn ins Theater zieht. Hier will er erfahren, wie man sich verhalten. In gemeinen und im edlen gilt das. Der eine sieht dem Fährten über den Sonnenball ab, wie man sich im Salon zu bewegen, den Ton zu tragen, bei Tisch zu halten hat; die Wiener Eleganz wird immer aus dem Burgtheater bezogen. Der andere hocht ihn, wie zu hassen vornehm ist. Der Wiener braucht immer ein Beispiel. Dazu geht er ins Theater. Er ist kein Vorbild des Lebens. Das Leben ist kein Vorbild. Noch heute trifft man in jedem Wiener Salon ein paar junge Menschen, die es vorkriegt

gar nicht anben, daß sie mit den Händen des Herrn Hartmann reden. Und die Öhne des Hausherrn vom Grund, auch wenn sie den Girabdi vorkriegt nicht kennen, haben seine Stimme, sagen zur Anastasiantin: „Süß Damsch“, und jeder Red spricht von seinem „Möhgen“ und keiner weiß, daß es der Girabdi ist, von dem er dabei den Inhalt der Stimme, die Stellung der Lippen, den Akzent, vielleicht sein ganzes Gefühl des Damsch hat. So gar an Gediegen der letzten Wiener fragt man sich hinstellen: Wo hat er diese Stimmung her, wo gibt es denn das unter uns, wo kann er das erleben haben? Und die Antwort ist: im Burgtheater. Das Theater gibt den Ton an, für alle Munde, auch der Seele. Weisheit es, um hier als Schauspiel vertritt zu sein, auch gar nicht zu sehr auf den Künstler als auf das Beispiel. Es muß nur fuggelot sein und so, daß es dem Wiener selbst wird, sich ihm angeschlossen. Seine ganze Vergangene hat im Wiener jede Stimmung verkommen lassen, die dem Menschen gut ist. So gibt er, so muß er sein, die Kunst zu nicht entziehen. Das hat er nie hören dürfen. Die menschliche Stimme ist ihm verboten worden. So wurde kein Wesen, keines zu haben. Da man es aber zum Handeln braucht, leitet er es sich vom Schauspiel ab, der feines wieder aus der Situation nimmt. Das wird nur wieder sich; sich fuggelot zur Wesen der Situation zu machen. Dieser Wiener geschieht es nicht, daß einer plötzlich durch: ich liebe, sondern er weiß schon längst; jetzt kommt die Zeit, wo man sich in seinen Verhältnissen zu verlieren hat, und zwar der Student in eine Kaffeeziner, der Graf beim Ballet, und weiß, was man bei der Liebe zu hassen hat. Unter hundert Menschen, werden ich hier zusehe, sind nicht drei, die jemals ein eigenes Gefühl erlebt hätten, weil ihnen immer die Vorstellung ihrer Situation eingeschoben wird: Du bist jetzt der junge Substant, der heiratet, du bist der Richter, den eine große Schauspielerei liebt, und aus dieser Vorstellung empfinden sie nach. So wird ihr ganzes Leben imaginirt. Sie leben, wie ihr größter Dichter dachte. Der größte Dichter dieser Wiener ist Salin. Laude, der ihn nicht leiden und doch nicht entziehen konnte, trifft kein Wiener, wenn er sagt, er habe sich verziehen lassen. alles „als Schauspiel zu behandeln“, und trifft das ganze Wiener Leben mit: „Seine Figuren werden Schwächlingen wie König, Königin, Fürst, Kaiser, Spüringer, Wenen. Sie sprechen den Spielzeug gemacht vorlegt, was sie ihnen zufommt und tun dies mit demerfsten inneren Wirklichkeit. Aber sie gehen nirgend weiter. Schiller spricht einmal des breiteren über den Spieltrieb im Menschen, und daran erinnert das Galupde Drama. Er ist deshalb gar das, was Spielmann

Hermann Bahr, der seinen langjährigen Wohnsitz an der Donau jetzt mit Berlin verwechselt hat, läßt in einigen Wochen in der von Leo Geisner veranstalteten Sammlung „Jahrbücher“ von Städten (bei Müller in München) ein Buch über „Wien“ erscheinen. Wir können daraus mit freudiger Erwartung des Inhalts das obige Kapitel, das von den Wienern vermußtlich ein besonders interessantes und wohl auch geringes Echo finden wird.

